

Menschen im Alter

*Das Alter ist für mich kein Kerker,
sondern ein Balkon,
von dem man zugleich weiter und genauer sieht.*
(Marie-Luise Kaschnitz)

Verehrte Mitglieder des Präsidiums!
Liebe Synodale!

Sie sehen ringsum Fotos alter Menschen. Diese Bilder sind in den vergangenen Wochen im benachbarten Haus am Germansberg, dem Altenhilfezentrum der Diakonissenanstalt, aufgenommen worden. Sie wollen sichtbar machen, was eigentlich jeder sehen kann: die Schönheit alter Menschen.

Ich finde: Die Bilder laden zur Zwiesprache ein! Die Porträts, sie sind Zeugen dafür, dass es viele individuelle Formen des Altwerdens gibt. Jedes Antlitz spiegelt seine eigene Würde wider. Es ist die Tür zu einer ganz besonderen, unverwechselbar-einmaligen Biographie. Jedes Gesicht drückt Einstellungen zum Leben aus. Jedem Antlitz spürt man ab, dass die Falten - ob sie nun von häufigem Lachen oder von Ärger und Streit zeugen - Geschichten schreiben könnten.

Diese Gesichter, sie sollen uns heute daran erinnern, dass wir nicht über "Menschen im Alter" kluge Reden führen, sondern vor ihnen zu verantworten haben, was wir denken und sagen und entscheiden. Auch wollen die Bilder uns Mut machen, sich ganz persönlich mit dem eigenen Älterwerden auseinanderzusetzen. Nur im Dialog, nur im Blickwechsel zwischen den Porträts und uns selbst - meiner eigenen Lebensgeschichte, meinem eigenen Fragen und Suchen nach Sinn - werden wir sensibel für die existenziellen Bedürfnisse älterer Menschen und achtsam für ihre Themen. Altersthemen sind Lebensthemen. Denn das Altern ist die Signatur unseres irdischen Seins.

In fünf Schritte möchte ich mein Referat gliedern:

Das Thema "Alter" wird in Verbindung gebracht mit **gesellschaftlichen Entwicklungen** und **theologischen Überlegungen zum Menschenbild**; daraufhin sollen die Dimensionen: **Bildung, Pflege** und **Spiritualität** näher beleuchtet werden.

1. Alter und Gesellschaft

Der Hintergrund, vor dem das "Alter" gegenwärtig Aufmerksamkeit erregt, ist die **demographische Entwicklung**. Die Altersschichtung der Gesellschaft und mit ihr das Generationenverhältnis verändern sich dramatisch. Schlagworte wie die der "Überalterung" oder "Vergreisung der Gesellschaft" werfen ein bezeichnendes Licht auf die aktuelle Diskussion. Nicht das wirkliche Interesse am Alter steht hierbei im Vordergrund, sondern die wachsende Furcht vor sozialen Problemen und Konflikten. Es ist bekannt: Die demographische Entwicklung ist zum einen gekennzeichnet durch eine zunehmende Zahl älterer und alter Menschen und zum anderen durch eine Strukturverschiebung im Altersaufbau der Bevölkerung zugunsten der höheren Altersgruppen. Lebten zu Beginn des 20. Jahrhunderts rund 4,4 Mio 60jährige und Ältere in Deutschland - das entsprach einem Bevölkerungsanteil von 7,8 % -, so sind es heute über 16 Mio. Der Anteil älterer Menschen über 60 Jahre ist somit auf 21 % angestiegen. Durch fortschreitende Medizin und bessere Lebensbedingungen

erreichen zunehmend mehr Menschen ein hohes Lebensalter. Die durchschnittliche Lebenserwartung hat sich in den letzten 100 Jahren etwa verdoppelt. Sie beträgt heute bei Männern in der Bundesrepublik 74,5 Jahre, bei Frauen 80,6 Jahre.

Modellrechnungen zufolge wird im Jahr 2030 die Zahl der 60jährigen und Älteren auf 26 Mio, der Anteil an der Gesamtbevölkerung also auf fast 34 % angestiegen sein. Da die prognostizierten Geburtenzahlen weiter sinken, wird es dann doppelt so viele Einwohner über 60 wie Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene unter 20 Jahren geben (nämlich 13 Mio = 16,8 %). **Die sog. Alterspyramide steht 2030 auf dem Kopf!**

Was den Altenquotienten betrifft, werden auf 100 Personen im erwerbsfähigen Alter zwischen 20 und 65 Jahren dann 45 Menschen im Alter von 65 Jahren und mehr entfallen - während dies z. Z. erst 27 Personen sind.

Zeitvergleich des Altersaufbaus um 1900, 2000 und 2030 für Deutschland:

Die Problemanzeigen, die sich daraus ergeben - nämlich die Zukunft und Sicherung der Altersversorgung, die soziale Absicherung des Krankheits- und Pflegerisikos, aber auch die Verteilung materieller Ressourcen, Wohnraum und Arbeit - müssen ihrerseits als Folge gesamtgesellschaftlich bedeutsamer sozialer, ökonomischer und politischer Veränderungen betrachtet werden. Es ist kurzschlüssig, aus ihnen ein Bild der Altengeneration abzuleiten, durch das ohnehin mit dem Alter verknüpfte negative Vorstellungen an Schärfe und Bedrohlichkeit gewinnen. Vielmehr sind veränderte politische Rahmenbedingungen nötig, die sinnvolle Perspektiven offenhalten. Die gegenwärtige Diskussion um die Rentenversicherung und die durch das jüngste Urteil des Bundesverfassungsgerichts notwendig gewordene Novellierung des Pflegeversicherungsgesetzes weisen bereits in diese Richtung.

Dass sich der Altersaufbau unserer Gesellschaft in einem tiefgreifenden Umbruch befindet, ist aber nicht nur durch Veränderungen in den Bereichen "Geburt" und "Sterblichkeit" bedingt. Bedeutsam sind darüber hinaus geographische und ökonomische Faktoren (die zunehmende Migration z.B.), Unterschiede zwischen den Ethnien und Geschlechtern, vor allem aber die Auflösung der bislang herrschenden Familienstrukturen. Diese Umwälzungen beeinflussen den Alltag älterer Menschen unmittelbar. Die wichtigste Veränderung im menschlichen Lebenslauf ist aber nicht allein dessen Verlängerung, sondern die realistische Erwartung von immer mehr Menschen, das eigene Leben lange - bei relativer Gesundheit und freigestellt von Beruf und anderen Verpflichtungen - selbstständig und selbstverantwortlich führen zu können. Den damit verknüpften **Ängsten** angesichts erhöhter Verletzbarkeit und drohender Verlusterfahrung stehen durchaus **Hoffnungen** im Zusammenhang mit Entwicklungsgewinnen, Neubewertungen und Neuorientierungen gegenüber. Es war darum das Verdienst gerontologischer Forschung, die schlimmen Einwirkungen negativer Altersbilder auf die Lebensführung älterer Menschen, auf das Verhältnis der Generationen untereinander und auf die Gestaltung einer zukunftsorientierten Sozialpolitik aufzudecken. Zudem relativierte eine gründliche Erforschung der sehr unterschiedlichen, weil uneinheitlichen Lebenslagen und Lebensziele älterer Menschen die oft pauschal benannten Horrorszenarien, die das Alter als "Störfall" und "Last" für unsere Gesellschaft charakterisierten und den Beginn eines Generationenkonfliktes voraussagten.

Die Medien machen diese Kehre immer wieder zum Thema. Über alternative Wohn- und Lebensformen wird nachgedacht. Das "aktive", "erfolgreiche Altern" und seine Stärken werden allenthalben propagiert.

Bisweilen gewinnt man jedoch den Eindruck, dieses Gegenmodell ignoriere die andere Lebenswirklichkeit alter Menschen, nämlich Gebrechlichkeit, Einsamkeit und Leid. Es

steht in der Gefahr, die Ambivalenzen unterschiedlicher, auch gegensätzlicher Erfahrungen aufzulösen und das Alter unter umgekehrten Vorzeichen zwar, aber dennoch mit Hilfe der gleichen Grammatik, nämlich einer Grammatik der Leistung, der Stärke und des Fit-Seins zu thematisieren. Das geschieht, wenn negative Altersstereotype durch positive einfach ersetzt werden. Die "jungen", die "dynamischen", die "neuen Alten" werden dann erfunden, die vor allem die Konsumindustrie als ihre Klientel entdeckt und einer breiten Öffentlichkeit (in der Werbung z.B.) präsentiert.

Auch wir sind unterwegs nach Deutungen. Wir halten Ausschau nach Bildern, die das Alter weder als Krisenfall dramatisieren, noch als "Belle Époque" schönreden. Die das Alter als eigenständige Lebensphase wahrnehmen - und es nicht enteignen, indem sie es mit Jugendlichkeit gleichsetzen. Die das Inhomogene, auch das Widersprüchliche von Reifen, Gewinnen und "später Freiheit" einerseits, und Belastung, Abbau und Verlusterfahrungen andererseits zusammenhalten - schon, um dadurch die Diskriminierung älterer Menschen (vor allem älterer kranker Menschen) zu vermeiden. Auf der Suche nach tragfähigen Bildern und einer Grammatik, mit deren Hilfe "**Altern und Alter**" in seiner **Mehrdimensionalität** gelesen werden kann, brachte der Leiter des Instituts für Gerontologie der Universität Heidelberg, Professor Andreas Kruse, jüngst die Kirche mit ihrer ganz spezifischen Sicht vom Menschen ins Gespräch. Er sagte: "Die christliche Altenarbeit ist auch in der Hinsicht von großer gesellschaftlicher Bedeutung, als die christliche Botschaft Alter, Leiden und Sterben nicht als eine minderwertige Phase des Lebens deutet, sondern vielmehr als einen notwendigen und damit gleichberechtigten Abschnitt in unserem Lebenslauf. Diese - im Kern ethische - Auseinandersetzung mit dem hohen Alter wird in Zukunft vermutlich noch an Bedeutung gewinnen."

2. Alter und biblisches Menschenbild

Ausgangspunkt des biblischen Menschenbildes, dem allein sich eine christliche Sicht des Alters verdanken kann, ist der Schöpfungsbericht (1. Mose 1, 26f.). Danach ist **der Mensch Gottes Ebenbild**. Er ist von Gott gesegnet und zur Mitgestaltung der Schöpfung berufen.

Das bedeutet für die Würde des Menschen: Sie kommt nicht aus seiner Lebensführung, sondern ist Wesensbestimmung - Zusage Gottes an den Menschen. Nur die geschenkte und unverfügbare Würde jedes Einzelnen, diese zuerkannte Freiheit ist die Basis dafür, dass Menschen dann auch mit ihren Stärken und Kompetenzen verantwortlich, zum Wohle der Anderen, umgehen können.

Menschliches Leben ist Ebenbild göttlichen Lebens. Es ist im Wohlgefallen Gottes an der Gemeinschaft mit Menschen - und deshalb auch an der Gemeinschaft von Menschen begründet. Zur Besonderheit unserer Würde gehören darum immer auch die sozialen Lebenszusammenhänge. **Menschliches Leben ist Lebens-Gemeinschaft!**

Vor diesem Hintergrund hat kirchliche Arbeit mit Älterwerdenden in der Tat Entscheidendes beizutragen. Das Besondere an jeder christlichen Kirche, so auch an der evangelischen, besteht ja darin, dass sie eine Gemeinschaft der Verschiedenen ist - und dafür eintritt, dass diese Verschiedenen wirklich zusammen bleiben, miteinander ihr Leben gestalten: als Einheimische und Fremde, Frauen und Männer, Gesunde und Kranke, Junge und Alte. Gemeinsam sind wir unterschiedliche Glieder am Leib Christi.

Dieses Bild, so meine ich, gilt es vorzuleben und einzubringen in das Miteinander der Gesellschaft. Die Einsicht, dass wir gegen Ausgrenzungen sind, muss sich auch darin bewähren, dass wir uns gegen die Ausgrenzung alter Menschen und des Alters stark machen. Mit der Aufforderung im 4. Gebot: "Du sollst Vater und Mutter ehren" ist ja

nicht das Verhältnis der kleinen Kinder zu den sie erziehenden Vätern und Müttern gemeint, sondern das Verhältnis der Erwachsenen, der "Leistungsfähigen", zu ihren alt gewordenen Eltern. Von daher ist es eine grundlegende Verpflichtung für jeden einzelnen Christen wie für die Kirche insgesamt, auf die **Frage des Generationenverhältnisses** große Aufmerksamkeit zu lenken.

Die zunehmende Schnelligkeit von Veränderungsprozessen erschwert nicht nur für alte Menschen immer mehr die Orientierung. Was heute gilt, war möglicherweise gestern noch ganz anders; und die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass es morgen wiederum ein verändertes Gesicht trägt. Die Mobilität und Zergliederung familiärer Strukturen tragen zusätzlich zur Verunsicherung bei. Die eigene Erfahrung, die man mitbringt - so schildern es viele alte Menschen - haben offenbar keine aktuelle Relevanz mehr. Traditionsabbruch ist ja ganz zu Recht eines der großen Themen. Die junge Generation verliert in erheblichem Umfang den Anschluss an die lebendigen Überlieferungen der Älteren, und für die Älteren erlischt immer mehr die Möglichkeit, die eigenen Deutungsmuster und Normen an der Perspektive der Jüngeren überprüfen zu können.

Könnte da nicht die **Kirche** zum ausgezeichneten Ort des Austauschs werden, zum **Ort wechselseitiger Wahrnehmung und Anregung** in einer Generationen übergreifenden Such- und Finde-Gemeinschaft? Wo Beziehungen geknüpft, lebensdienliche Fragen wachgehalten und gefundene Antworten neu zur Disposition gestellt werden? Wo ein neues Interesse aneinander entwickelt und der Respekt voreinander eingeübt wird? Vielfältige Integrationsfelder zwischen Jung und Alt in unserer Landeskirche, in Gemeinden wie diakonischen und Bildungseinrichtungen, stehen mir dabei vor Augen: die Ausgestaltung von Kindergärten zu Nachbarschaftszentren z. B., in denen schulpflichtige Kinder und Jugendliche ebenso Zugang haben, wie Großmütter und Großväter. Wo Kinder - aufgrund der veränderten Familienstrukturen - oft zum ersten Mal einen lebendigen Kontakt zur älteren Generation gewinnen.

Ich denke an diakonische Praktika von Konfirmandinnen und Konfirmanden, die für eine Zeit in Alten- und Pflegeheimen oder in Sozialstationen mithelfen - und alte und kranke, auch behinderte Menschen besuchen.

In der Südpfalz initiieren z. Z. engagierte Christinnen und Christen das Gespräch über alternative Wohnprojekte, in denen in organisierten Wohngemeinschaften mehrere Generationen zusammenleben können.

Beispiele für gelingende Begegnungsräume und Lernprozesse sehe ich auch in unseren Schulprojekten im Rahmen des Religionsunterrichtes. Da kommen Zeitzeugen mit Schülern ins Gespräch über den Nationalsozialismus, den Kirchenkampf, über authentische Begegnungen und Vergegnungen mit jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern. Gerade die Fähigkeit, eigene Einstellungen und Haltungen im Lebensrückblick kritisch zu bewerten, sowie der Appell, sich persönlich für die Aufrechterhaltung von Demokratie und Toleranz einzusetzen, werden von jungen Menschen oft als Anregung für das eigene Handeln gewertet. Überhaupt scheint mir die generationenverbindende Biographiearbeit immer wichtiger zu werden, z. B. in den sog. "Erzählcafés" unserer Kirchengemeinden und Altenhilfeeinrichtungen.

Das alles sind exemplarische Projekte. Sie zeigen an, wie wesentlich es für das Leben und unseren Glauben ist, dass alte Menschen nicht etwa am Rand, sondern mitten im Alltag da sind, präsent und sichtbar. Und oft durch ihr bloßes Dasein Gebende und Schenkende sind. -Entsprechend verortet sich kirchliche Altenarbeit heute mitten im Spannungsfeld zwischen Bildung, Diakonie, Seelsorge und Spiritualität. Ja, es ist gut für das menschliche Antlitz einer Gesellschaft, institutionalisierte Orte zu haben für Menschen, die die Zeichen vergehender Lebenszeit an sich tragen.

3. Alter und Bildung

Lebenszeit ist Bildungszeit. Und umgekehrt: Bildungszeit ist Lebenszeit. Bildung kann und darf darum nicht allein im engen Kontext beruflichen Handlungswissens gesehen werden. Kirchlicher Bildungsverantwortung muss es vielmehr darum gehen, Orte und Gesprächsforen zur Verfügung zu stellen, in denen das, was die Bibel "**Weisheit**" nennt - also Lebenswissen, Glaubenswissen, Orientierungswissen gerade auch als Gabe, als Charisma der Alten - wieder zirkulieren kann. Bildung unter der Perspektive des Lebenswissens fragt: Worin sind gerade alte Menschen Vorbilder? Was können sie besser und anders, als alle anderen? Stehen sie nicht besonders ein für die **Erneuerung aus der Kraft der Erinnerung**?

Alte Menschen sind Experten im Weitergeben von Lebenserfahrung, auch von Glaubenserfahrung. Immer mehr Ältere engagieren sich z. B. im Kindergottesdienst. Sie vergegenwärtigen die Erzählungen des christlichen Glaubens und machen sie bewohnbar für Kinder, indem sie zusammen mit ihnen feiern und singen und beten. Älter werdende Menschen dienen so der **Pflege des kulturellen Gedächtnisses** und wirken dem Vergessen der Christusgeschichte entgegen. Sie bauen Brücken, sie schaffen Grundlagen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Ihr Wissen und ihre Erfahrung, auch ihr Vorsprung an Lebensniederlagen sind wie reife Früchte, die mit anderen geteilt werden wollen.

Entsprechend richten sich heute neue Erwartungen an die Kirche. Angesichts der demographischen Entwicklung hat, so die Meinung vieler Bevölkerungswissenschaftler, die alte Arbeitsteilung zwischen Jung und Alt keine Perspektive mehr. Zum Leitbild einer solidarischen Lebenskultur gehöre auch eine neue Auffassung der Rolle der Älteren in der Gesellschaft. Es bedeute für sie höhere Verantwortung nicht nur für die Bewahrung des Bewährten, sondern auch für seine innovative Weiterentwicklung.

Das aber bedeutet, die alternde Gesellschaft gewinnt ihre innovative Kraft und Zukunft durch vermehrte **Selbsthilfe der alten Menschen** untereinander - und ihr entlastendes **Engagement zugunsten der Jüngeren**. Schon heute sind alte Menschen aktive Produzenten sozialer Wohlfahrt. So übernimmt etwa ein Viertel aller über 60jährigen regelmäßige Pflege- und Hütedienste für Kinder oder Kranke. Wenn die Produktivität unserer Volkswirtschaft ständig wächst, so hängt dies auch damit zusammen, dass alte Menschen die Erwerbstätigen, vor allem in den frühen Phasen des Familienaufbaus, ganz wesentlich entlasten. Ohne das Potential der Älterwerdenden, ohne ihren Bildungs-, Wissens- und Erfahrungsschatz, auch ohne ihre soziale Kompetenz, wäre die nachwachsende Generation heillos überfordert.

"Alter für Bildung und Ausbildung der Jungen", "Alter arbeitet für das Alter", "Alter arbeitet für die geschichtliche Verwurzelung", so lauten sog. "Visionen", die die Deutsche Gesellschaft zur Förderung der Forschung im Alter jüngst formuliert hat. Die **Kirche als "Lerngemeinschaft"**, so meine ich, sie ist dafür ein geborener Bündnispartner!

Deshalb sollten verstärkt - neben den traditionellen Senioren- und Altkreisen - offene, zeitlich begrenzte und sich an den Gaben der Teilnehmer orientierende Bildungsangebote erprobt werden. Die oft zu hörende Alternative: "Bildung statt Betreuung" halte ich allerdings für verkürzt. Alte Menschen stellen heute eine inhomogene Gruppe dar. Rüstigen, an Aktivitäten partizipierenden Senioren stehen vereinsamte alte Menschen gegenüber. Gerade sie bedürfen der kirchlichen Begleitung! Fraglos ist auch, dass besonders die älteste Gruppe der Alten Betreuung braucht und klar herausfordert. Allerdings darf kirchliche Altenarbeit sich darin nicht erschöpfen. Sie wird nach Formen suchen, in denen ältere Menschen ihr

Erfahrungswissen, ihre Fähigkeiten und Interessen selbstbestimmt einsetzen - und ihre soziale und persönliche Identität bewahren und ausbauen können. Natürlich denke ich dabei an Projekte, wie das "Diakonische Jahr ab 60", die "Aktion Lebenszeichen" oder an "Die Helfershelfer". Dazu zählt auch das freiwillige Engagement vieler älterer Menschen in der Evangelischen Krankenhaushilfe, in Hospizgruppen und anderen ehrenamtlichen Initiativen. Ein wichtiges Standbein der Arbeit von und mit älteren Menschen bildet in unserer Landeskirche das "Evangelische Seniorenwerk Pfalz". Seit seiner Gründung vor 6 Jahren sind ihm neben Einzelpersonen auch die gewählten Vertreterinnen und Vertreter von bisher 10 Kirchenbezirken angeschlossen. Wir haben damit eine institutionalisierte Vereinigung von älteren Frauen und Männern im Ruhestand, die Stellungnahmen - etwa zu gesellschaftlichen Fragen - authentisch vortragen und vertreten können.

Alte Menschen sind gerade darin Vorbild, dass sie Lernende bleiben. "Wir Alten sind noch nicht fertig. In einem wahren Sinn ist doch noch alles offen; der Ausgang unseres Lebensdramas ist noch Zukunft", bekannte der alt gewordene Karl Rahner. Sehnsucht nach Ganzheit und die schmerzliche Erfahrung von Abbruch und Verlust gehen dabei oft Hand in Hand. Kritische Übergänge, leibhaftige Lebensabend-Erfahrungen, wie Pensionierung, Krankheit, der Verlust von Ehepartnern und Freunden sowie die Konfrontation mit dem unvermeidbar-eigenen Sterben, all diese abschiedlichen Stationen drängen zur **Bilanzierung des Lebens**. Also zu einer Bildungsinitiative, die alte Menschen selbst ergreifen. Diese anstrengende Identitätsarbeit kann niemandem abgenommen werden. Wohl aber können sich Räume auftun, in denen alte Menschen auf der Suche nach dem "roten Faden" ihrer Biographie anderen begegnen, die mit ihnen gemeinsam ihre Geschichten entwickeln, ordnen, zum Abschluss bringen, wieder neu öffnen und ihrerseits auf die tragende Geschichte Gottes hinweisen. Wir alle kennen solche Selbsthilfegruppen, in denen das geschieht: Gesprächsrunden, Freundeskreise, auch Einkehrtagungen. **Kirchliche Altenbildung** erweist sich gerade darin als "**Hüterin der Hoffnung**", dass sie Menschen hilft, ihr Leben anzunehmen in seinem Glanz, aber auch in seiner Zerbrechlichkeit. Vertrauend - und doch ohne Illusionen.

4. Alter und Pflege

Erst dieses Eingeständnis der eigenen Endlichkeit macht uns zu geschwisterlichen Menschen, die einander auch in der Pflege auf Augenhöhe begegnen. Zum christlichen Menschenbild gehört, dass nicht nur der leistungsstarke, nicht nur der rüstige alte Mensch, sondern ebenso der hilfebedürftige wahrgenommen wird. Es geht um die "Ehrfurcht vor dem Leben" - und deshalb immer auch: um die Ehrfurcht vor dem Sterben.

Diakonische Einrichtungen und Dienste verstehe ich als Wahrzeichen, als Anwälte einer Praxis, die allen die gleiche Würde zukommen lässt. Das Recht auf Menschenwürde aber spitzt sich zu in der Frage, wie wir mit dem Alt- und Älterwerden - und also mit zunehmender Hinfälligkeit umgehen; welchen Platz wir denen, die Pflege brauchen, einräumen - und welche Hilfestellungen wir denen leisten, die aktiv pflegen. Diakonie will das Bewusstsein dafür erhalten, dass Gebrochenheit und Abhängigkeit zu jedem menschlichen Dasein dazugehören. **Der fragmentarische Charakter unseres Lebens** ist kein Sonderfall, es ist **der Ernstfall eines jeden Menschenbildes!**

Die Frage der menschenwürdigen Pflege kann darum nicht nur eine Aufgabe sein, der wir uns aus christlicher Nächstenliebe zuwenden. Sie ist auch eine öffentliche Herausforderung. Sie muss von den Mitverantwortlichen in Politik und Gesellschaft aufgenommen werden. Wenn die Zahl der Leistungsbezieher der Pflegeversicherung

heute etwa 2 Mio Menschen beträgt und davon 1,44 Mio, also über 70 %, auf den häuslichen Pflegebereich und rund 575.000 auf den stationären Bereich entfallen, dann machen diese Angaben deutlich, dass die gesamte Solidargemeinschaft angefragt ist.

Darüber hinaus gilt es nüchtern in Blick zunehmen, dass aufgrund der demographischen Alterung, wonach die Zahl der Pflegebedürftigen bis 2020 um 52 %, also um rund 1 Mio steigen wird, unsere Familien vieles nicht mehr leisten können, was sie vielleicht leisten wollen. So leben z. Z. etwa 660.000 alte Menschen auf Dauer in einem Heim. Von den zu Hause gepflegten Personen werden ca. 417.000 durch ambulante Pflegedienste betreut, die größte Zahl aber, über 1 Mio Pflegebedürftige, durch Angehörige. Die durchschnittliche Pflegedauer beträgt zwischen 4 und 5 Jahre. Hier erfüllen vor allem **Frauen**: Töchter und Schwiegertöchter, aber auch Ehefrauen, von denen etwa ein Drittel selbst 65 Jahre und älter ist, eine stark belastende, sie zum Teil auch überlastende Aufgabe. Sie ist es nicht bloß wert, öffentlich herausgestellt zu werden, vielmehr muss den Pflegebedürftigen wie ihren Angehörigen jede erdenkliche Hilfe zuteil werden.

Besonders zu bewähren hat sich dies bei den hochaltrigen, häufig **demenziell erkrankten Menschen**. Weil der Pflegebegriff des Pflegeversicherungsgesetzes reduziert ist auf sog. "körperliche Verrichtungen", erhalten altersverwirrte Patienten, die hauptsächlich Hilfe im psychosozialen Bereich brauchen, eine nur unzureichende oder gar keine Unterstützung aus der Pflegeversicherung. Besonders in den stationären Einrichtungen der Altenhilfe, in denen das Durchschnittsalter schon heute 81 Jahre beträgt, wird dieses Problem immer mehr als unzumutbar erlebt. Der Anteil der Hochaltrigen ab 90 Jahre liegt in unseren Heimen bei 20 %. Durchschnittlich jeder dritte Bewohner ist an einer geronto-psychiatrischen Veränderung erkrankt. - Allerdings, es gibt Ansätze seitens des Bundestages und der Bundesregierung, durch eine geplante Gesetzesänderung die Bedürfnisse gerade dieser Personengruppe in Zukunft stärker zu berücksichtigen.

Der Forderung nach Solidarität und Beachtung der Würde des pflegebedürftigen Menschen wird also kaum jemand widersprechen. Ihre Verwirklichung ist dennoch in Gefahr. Die zunehmende **Ökonomisierung** des ganzen Lebens bleibt nicht ohne Auswirkung in Haltung und Praxis gegenüber den auf Pflege Angewiesenen. Das Wort vom "minimal invasiven Sozialstaat" macht die Runde. Gesellschaftliche Akteure, die Kirchen und ihre Diakonie eingeschlossen, verlieren wichtige Elemente in ihrem bisherigen Status. Ebenso wie andere Korporationen büßen sie ein Stück ihrer Vorrangstellung in der Gesellschaft ein. Gerade das Pflegeversicherungsgesetz mit seiner Wende zum "Sozialmarkt" zeigt, dass der Staat de facto den Initiativen freigemeinnütziger Träger nicht mehr einen Vorrang vor dem Handeln privat-gewerblicher Akteure zuerkennt. Das Subsidiaritätsprinzip wird - zumindest in der traditionell gewohnten Form - nicht mehr angewandt.

Diese Entwicklung bereitet den Kirchen Sorge. Wir wollen auch in Zukunft zu einer gerechten Kultur des Helfens beitragen, aber auch öffentlich um den gesellschaftlichen Konsens in dieser Frage ringen. Nicht, indem wir den Konflikten und Sorgen ausweichen, sondern indem wir sie konkret benennen:

In den stationären Einrichtungen und im Bereich der ambulanten Pflege bestimmen derzeit Worte wie "sparen", "Kosten senken" und "Personalabbau" den Alltag. Kirchliche Einrichtungen sind von dieser Entwicklung nicht unberührt. Damit kritisiere ich keineswegs das Gebot wirksamerer ökonomischer Effizienz - auch für unsere Dienste. Diakonie und Kirche können sich der Forderung nach Wirtschaftlichkeit nicht entziehen, sofern und solange der Markt nicht beherrschende, sondern dienende Funktion hat. Die Entwicklung geht auch bei uns hin zu einer unternehmerisch

geführten Diakonie mit betriebswirtschaftlich geführtem Management, mit wirtschaftlichem und sozialfachlichem Controlling, mit Personalentwicklung, auch mit Sozialmarketing und Fundraising. Der entscheidende Punkt allerdings ist die Art des Wettbewerbs. Geht es nach rein ökonomischem Kalkül um einen **Wettbewerb der Preise und Billigangebote** - oder aber geht es um den **Wettbewerb um mehr Menschlichkeit**: also um die Qualität, um die Bedarfsgerechtigkeit und um die Verlässlichkeit der erbrachten Leistung.

Diakonie scheut den Vergleich mit anderen sozialen Trägern nicht. Aber sie kämpft für Fairness im Wettbewerb, gleiche Bedingungen für alle, verantwortlich festgelegte Standards und Personalausstattungen. Gerechte gesetzliche Rahmenvereinbarungen sind Voraussetzung für die wettbewerbliche Auseinandersetzung der freigemeinnützigen und privat-gewerblichen Anbieter. Deshalb bemühen wir uns z. Z. - im Rahmen der Liga der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege - um adäquate, die Qualitätsstandards festschreibende Rahmenbedingungen bei der Pflegeversicherung.

Ja, es gibt krasse Beispiele für ungleichen Wettbewerb: Mit dem privaten Pflegedienst eines Krankenpflegers etwa, der 8 Praktikanten einsetzt, kann keine ökumenische Sozialstation konkurrieren; denn sie ist zu Qualitätsstandards und zur Einhaltung der Tarife verpflichtet. Es ist nicht der Mangel an Patienten, es ist nicht die Konkurrenz der privaten Anbieter, es ist die ungenügende Finanzierung durch Kranken- und Pflegekassen, die manche Ökumenische Sozialstation heute in Existenznot bringt. Und dies, obwohl Krankenpflegevereine und Kirchengemeinden ca. 8 Mio DM pro Jahr zusätzlich zur Finanzierung beitragen.

Trotz vielfältig eingeleiteter Reorganisationsmaßnahmen zur Steigerung der Wirtschaftlichkeit ist festzustellen, dass die Schere zwischen den Entgeltvereinbarungen einerseits und dem Personal- und Sachkostenaufwand einer qualitätsvollen Pflege andererseits immer mehr auseinander geht. Ein Hauptproblem dabei ist die Zergliederung der Pflege- und der hauswirtschaftlichen Leistungen in einzelne Module, also in Leistungskomplexe, deren zeitliche Bemessung dem tatsächlichen Aufwand einer ganzheitlich orientierten Pflege nicht gerecht wird.

Analoges gilt für den stationären Bereich: Es sind die Schwestern und Pfleger, die in ihrer Praxis oft durch sog. "Schattenleistungen" anders pflegen, als Pflegeversicherung und Pflege-dokumentation dies vorschreiben. Warum? Weil sie sich z.B. **Zeit nehmen** für Gespräche und non-verbale Kommunikation; weil sie die Anrufe entgegennehmen, wenn Kinder das Schicksal ihrer Eltern umtreibt - oder sie mit der Trauer um verstorbene Angehörige nicht fertig werden. Schwestern und Pfleger tun das aus einer Situationsethik heraus. Dies entspricht ihrem Selbstverständnis. Es ist gleichzusetzen mit dem Gefühl, eine gute Schwester und ein guter Pfleger zu sein. Hier gerade zeigt sich ihre Berufsmotivation - auch das Mandat, das sie für die Pflegebedürftigen übernommen haben.

Dass trotz verschlechterter Rahmenbedingungen dennoch so viel Gutes gelingt, ist darum dem fachlichen Einsatz, aber auch der Freundlichkeit und dem **Einfühlungsvermögen der Pflegenden** zu verdanken - in der **Familie** und in den **sozial-caritativen Diensten**. Ihnen allen spreche ich an dieser Stelle unseren Respekt und unsere Hochachtung aus!

Wir reklamieren den Anspruch auf leistungsgerechte Entgelte. Wir sagen ein klares "Ja" zur gesetzlich geforderten Qualitätssicherung, und wir sind bereit, uns an der **Qualitätsentwicklung** auch konzeptionell zu beteiligen. Nicht larmoyant, sondern in der Form aktiver Mitgestaltung wollen wir uns auf die zukünftigen Prozesse einstellen!

Schon heute muss die Diakonie ihre sozialen Dienstleistungen im Sinn eines

spezifischen Zielkonzepts profilieren. **"Nur wo Diakonie 'drin' ist, darf Diakonie 'drauf' stehen!"**, unter diesem Motto wurde etwa das Projekt: "Diakonie-Siegel Qualität in der Pflege" entwickelt, das z. Z. vier Ökumenische Sozialstationen (in Ludwigshafen-Nord und -Süd, in Neustadt und in Limburgerhof) und mehrere Einrichtungen der Altenhilfe im Bereich unserer Landeskirche erproben. Ziel ist es, die Altenpflege auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes als wertsensible und als wertgebundene soziale Arbeit verbindlich zu beschreiben - und dann auch abprüfbar zu machen. Theologie, Ökonomie und Pflegewissenschaften werden dabei nicht gegeneinander ausgespielt, sondern als Dreiklang zu einer optimalen Versorgung der zu Pflegenden begriffen. "Kunden"-orientierung geht einher mit Mitarbeiterorientierung. Diakonie kann sich erkennbar nur behaupten, wenn sie größtmögliche Sorgfalt auf die persönliche Motivation und Begleitung sowie die diakonische Aus-, Fort- und Weiterbildung ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter legt. Dies beschreibt gewissermaßen die Bringschuld kirchlicher Träger hinsichtlich einer auch theologisch und seelsorgerlich verantworteten Qualitätsentwicklung. In diesem Zusammenhang verweise ich exemplarisch auf den von unserem Diakonischen Werk und der Evangelischen Fachhochschule in Ludwigshafen geplanten "Berufsbegleitenden Weiterbildungsstudiengang für Diakoniewissenschaft und Sozialmanagement". Das auf 4 Semester projektierte Angebot versteht sich als Beitrag zur christlichen Profilierung diakonischer Handlungs- und Leitungspraxis. Die Landeskirche als Träger verbindet damit auch die Anerkennung und die Verbesserung des gesellschaftlichen Status der im Sozial- und Gesundheitswesen Tätigen.

Zur Zeit arbeiten in den 37 Ökumenischen Sozialstationen, die allesamt als Ambulante-Hilfe-Zentren anerkannt sind, über 1.200 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie unterstützen täglich insgesamt 7.500 pflegebedürftige Menschen. 2.444 Heimplätze bieten die 30 diakonischen Einrichtungen der Altenhilfe im Bereich unserer Landeskirche an. In ihnen sind ca. 1.600 Personen beschäftigt. Schon demographisch bedingt, wird die Nachfrage nach stationären Pflegediensten und ambulanter Betreuung in den kommenden Jahren enorm zunehmen. Die Tatsache freilich, dass viele Mitarbeitende oft nur kurze Zeit - durchschnittlich 4 bis 5 Jahre - an ihrem Arbeitsplatz bleiben und sich darum schon heute ein spürbarer **Fachkräftemangel** abzeichnet, ist für uns ein Alarmsignal. Es markiert Defizite sowohl in der Aus- und Fortbildung, aber auch in der persönlichen Begleitung. Es zeigt, dass die Pflegenden weniger Anerkennung erhalten, als ihnen zukommt. Kirche und Gesellschaft nehmen ihren Dienst zwar vermehrt in Anspruch, ohne ihn aber in seinem Gewicht entsprechend zu würdigen. Als zentrale Belastungsfaktoren werden von den Betroffenen nicht etwa ungünstige Arbeitszeiten oder mangelnde materielle Vergütung genannt, vielmehr die ständige, oft mit sich allein auszumachende Konfrontation mit Sterben und Krankheit, mit Alter und Behinderung, mit Isolation und zunehmender Verelendung.

Dies ruft geradezu nach kommunikativen, auch supervisorischen Angeboten, um mit Konflikten produktiv umgehen zu können. Aber auch nach einem tragfähigen Netz persönlicher Beziehungen und nach Ergänzung durch ehrenamtlich mitarbeitende diakonische Partner, die sich gegenseitig stützen. Isolation ist zu überwinden, damit Altenheime und ambulante Pflegezentren nicht zu institutionellen Inseln verkümmern - ohne Verbindung mehr zu unseren Kirchengemeinden, den immerhin 270 evangelischen Krankenpflegevereinen sowie den vielen Selbsthilfegruppen und Initiativen.

Eine **"neue Bekehrung zur Diakonie"** hat das gemeinsame Sozialwort der Kirchen bereits 1997 gefordert. 2001 ist das von der UNO ausgerufene "Internationale Jahr der

Freiwilligen". Notwendig ist auch in Kirche und Diakonie das Bündnis zwischen freiwillig und hauptamtlich Tätigen: zugunsten derer, die auf Beistand und Unterstützung angewiesen sind, aber auch nutzbringend und bereichernd für die, die selbst pflegen. So könnte z. B. das Pflegedreieck - Fachkraft, Angehörige, gepflegte Person - in gemeindediakonischem Horizont ergänzt werden durch Nachbarschafts- und Familienhilfe, durch Besuchs- und Transportdienste, durch seelsorgerliche und spirituelle Angebote. Haupt- und ehrenamtliche Arbeit in der Diakonie wäre einzubinden in das Konzept lebensraumorientierter Netzwerkhilfe.

"Profil durch Kooperation", so, meine ich, müßte das künftige Paradigma lauten. Gerade die Sozialstationen könnten Anregungs- und Koordinierungsstellen werden zur Förderung von Gemeindediakonie und freien Initiativen; aber auch (wie bisher schon) die Verbindung halten zu teilstationärer und stationärer Versorgung. Prävention sowie Nachhaltigkeit diakonischer Arbeit hätten eine neue Chance im Rahmen solcher Verbundsysteme zwischen institutioneller Zuständigkeit und situativer Betroffenheit. Der 1995 eingerichtete "Runde Tisch Altenarbeit" als Forum von haupt-, neben- und ehrenamtlich Verantwortlichen sowie als Instrument der Weiterentwicklung der Arbeit mit der älteren Generation könnte im Blick auf die Koordination solcher Synergien eine wichtige Vermittlungsleistung übernehmen.

Als gelungenes Beispiel für ein stärker **selbstbestimmtes freiwilliges Engagement** kann die ökumenische Hospizarbeit angesehen werden. 1991 initiiert, wirken heute ca. 250 ehrenamtliche Hospizhelferinnen und -helfer in 25 Begleitgruppen, die fast flächendeckend im Bereich der Landeskirche und des Bistums präsent sind. Mehr als 2.000 Personen haben in den vergangenen Jahren an einem Grundseminar teilgenommen. Die Resonanz zeigt, dass Menschen hier Raum suchen, um eigene Erfahrungen machen zu können mit Tod, Sterben und Trauer. Häufig im Übergang von Selbsthilfe zur Fremdhilfe vermitteln sie durch ihre begleitende Nähe etwas von der Treue und Liebe Gottes und erfahren dabei zugleich Stärkung von den Sterbenden selbst.

Damit leite ich über zur letzten Dimension unseres Themas:

5. Alter und Spiritualität

Älter werdende Menschen erleben bewusster als andere, dass Zeit, Lebenszeit, ein kostbares Gut ist. Dass Leben und Sterben in letzter Instanz nicht in der Hand des Menschen sind. Leben ist verdanktes Leben, von Anfang an. **Sein heißt "Geborensein"**.

Wir feiern unseren Geburtstag und messen zugleich die Länge unseres Lebens, indem wir die Jahre seit der Geburt zählen. Und je größer die Zahl, um so bewusster sind oft Staunen und Dankbarkeit. Alte Menschen feiern in der Regel gern ihren Geburtstag. Sie freuen sich, Wegmarken ihres Lebens zu vergegenwärtigen und festlich zu begehen. Und wir als Kirche begleiten sie dabei; deuten Stationen im Licht des Evangeliums und sprechen ihnen Gottes Segen zu. **Geburtstagsbesuche und Gottesdienste anlässlich von Konfirmations- und Ehejubiläen**, sie sind fester Bestandteil seelsorgerlicher und ritueller Begleitung alter Menschen in unsren Gemeinden. Und oft hängt mit dem Lebensrückblick das "memento mori" zusammen: das Bewusstsein begrenzter Zeit im Angesicht des Sterbens. Dieses nicht zu tabuisieren, die Fragen nach dem Woher und Wohin zuzulassen und aus dem Glauben heraus Antworten zu versuchen, das ist ein Spezifikum unserer Arbeit. Deswegen ist für mich alles, was aus dem Umkreis der Hospizbewegung kommt, ein so wichtiger Beitrag zu unserem Thema im Ganzen. Nämlich: dass die Würde von Sterbenden in unsere Wahrnehmung vom Menschen zu integrieren ist.

"Sterbebegleitung statt Hilfe zur Selbsttötung!", mit diesem Leitwort aus der Hospizarbeit ist die Aufgabe verbunden, der Einsamkeit der Sterbenden entgegenzuwirken und eine neue Kultur der Solidarität zu entwickeln. Im Durchschnitt sterben heute schon 75 % - und in Großstädten über 90 % der Menschen in Kranken- oder Pflegeinstitutionen. Nicht nur die oft unerträglich gewordene Notlage, viel eher noch die sich schleichend vollziehende Ausgliederung des Lebensendes aus den gewohnten Bezügen läßt den Ruf nach aktiver Sterbehilfe laut werden. Wo aber nicht mehr gemeinsam, sondern allein auf den Tod gewartet wird, ist für viele nicht mehr einzusehen, warum überhaupt gewartet werden soll und es nicht vielmehr freigestellt werden kann, das Warten entweder selbst zu beenden oder beenden zu lassen. Angesichts dieser Situation wird man der Aussage der reformierten Kirchen Hollands nicht widersprechen können, wonach "die Vorstellung, dass das Leben ein Geschenk Gottes ist, manchmal an der erbärmlichen Lage eines Menschen zerbricht". Das macht stumm. Wir sollten uns jeglichen moralischen Urteils enthalten. Aber das ist etwas ganz anderes, als den Entschluss, das eigene Leben daraufhin zu beenden oder beenden zu lassen, seinerseits zu rechtfertigen.

Von einem christlichen Verständnis menschlichen Lebens und Sterbens her müssen wir vielmehr mit derselben Entschiedenheit, mit der wir vor moralischen Verurteilungen warnen, jeder moralischen Legitimierung der Euthanasie entgegen treten!

Grundsätzlich ist das **Selbstbestimmungsrecht von Schwerkranken und Sterbenden** zu stärken, sofern es nicht gegen das unbedingte Lebensrecht jedes Einzelnen ausgespielt wird. Zu begrüßen sind die sog. Patientenverfügungen, in denen lebensverlängernde Maßnahmen innerhalb ethischer Grenzen abgelehnt werden können. Eine besonders dringliche Aufgabe sind der Ausbau und die Förderung der Palliativmedizin. Ausgangspunkt ist eine wirksame Schmerzbekämpfung, die nicht nur die physische, sondern auch die seelische Situation von Sterbenden und ihren Angehörigen verbessern hilft.

Zur Annahme des Lebens gehört freilich auch der Respekt davor, dass das Leben irgendwann unwiderruflich an sein Ende kommt. Dem Sterben ist daher auch im wörtlichen Sinne Raum und Zeit zu geben. Nicht im Davonlaufen, sondern einzig im Dableiben, manchmal auch im Dagegenanrennen läßt sich vermitteln, dass unser **Sterben** nicht nur Ausgang, sondern zu einem **Übergang und Neuanfang** wird. Das Beispiel der Niederlande darf deshalb nicht weiter Schule machen. Was Sterbende brauchen, ist unsere Nähe und Solidarität, nicht die todbringende Spritze!

Mit der **Präsenz in Alten- und Pflegeheimen** nehmen wir evangelische Verantwortung wahr. Sie hat Bewohnerinnen und Bewohner und ihre Angehörigen im Blick, ebenso die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im stationären und teilstationären Bereich. Seit 1997 existiert in unserer Landeskirche ein eigener Konvent der Altenheimseelsorgerinnen und -seelsorger. Etwa 50 Haupt-, Neben- und Ehrenamtliche gehören ihm an. Ich danke hier ausdrücklich den Trägern diakonischer Einrichtungen, die bereit waren und bereit sind, auf eigene Kosten Theologinnen und Theologen als Seelsorger zu beschäftigen. Mit dem "Weiterbildungsgang Seniorenreferent/in", der in diesem Jahr beginnt, bietet die Landeskirche den Teilnehmenden die Gelegenheit, sich auf dieses expandierende Tätigkeitsfeld vorzubereiten. Das Angebot ist einerseits gedacht als Weiterqualifizierung derer, die bereits in der Altenheimseelsorge aktiv sind. Gleichzeitig wollen wir es Gemeindediakoninnen und -diakonen ermöglichen, sich auf diese Weise einen neuen Schwerpunkt zu erschließen.

"Es ist eine Art von **Alphabetisierung in der Sprache der Hoffnung**, die wir da treiben." Mit diesen Worten bezeichnet der Religionspädagoge Ingo Baldermann zwar

nicht das Wesen der Seelsorge mit alten Menschen. Er will so Kindern die biblische Botschaft vom Reich Gottes vermitteln. Es sei wichtig, "den Wortschatz der Kinder (zu) erweitern und ihre Grammatik zu bereichern". Träume und Visionen sollten wir in sie hineinlegen, die dem Schmerz gewachsen sind.

Hier, liebe Synodale, schließt sich für mich der Kreis. Es ist diese weit-reichende Sprache: die Poesie der Psalmen z.B., das auswendig gelernte Vaterunser, Luthers Morgensegen, aber es sind auch Melodien und Liedtexte, von Paul Gerhardt etwa, die die Hoffnung hüten und erbauen und die Ewigkeit vorwegnehmen. Es sind langfristige Formen und Rituale, wie die Handauflegung oder die Feier des Heiligen Abendmahls, aber auch das Umgehen mit der Stille, die hinüberretten in das Land der Vollendung. Geistliche Kraftquellen, die das Versprechen wachhalten, das Kindern ebenso gilt, wie alten und sterbenden Menschen. -

Und vielleicht ist ja die Schönheit der Bilder und Porträts, die uns heute hier anblicken, Abglanz des Trostes, der weiter sieht, als das Sichtbare. Marie Luise Kaschnitz hat diese Erfahrung so formuliert - es könnte das Motto des heutigen Tages sein:

"Das Alter ist für mich kein Kerker, sondern ein Balkon, von dem man zugleich weiter und genauer sieht."

Beschluss der Landessynode zum Schwerpunktthema "Menschen im Alter vom 17. Mai 2001

Leitsätze zum Schwerpunktthema:

"Menschen im Alter"

I. Theologische Grundlegung

Die Landessynode weiß sich in der Behandlung der vielfältigen Aspekte des Themas "Alter" der hohen Wertschätzung des alten Menschen in der jüdisch-christlichen Tradition verpflichtet. Nach ihr ist der Mensch in allen Lebensphasen, und damit auch im Alter, Gottes Ebenbild. Er ist Person, deren Sein im Werden ist. Darum nehmen wir die Stärken, die besonderen Erfahrungen und die Entwicklungsmöglichkeiten älterer Menschen wahr, blenden dabei allerdings die Grenzerfahrungen von Gebrechlichkeit

und Hinfälligkeit im Alter und von der Endlichkeit des Menschen nicht aus. Wir vertrauen auf die Zusage der Treue Gottes gerade auch für den alten Menschen und über dieses irdische Leben hinaus.

Die Landessynode versteht die Kirche als Anwalt für die alten Menschen in unserer Gesellschaft. Sie leitet daraus den Auftrag zur Mitgestaltung einer Alterskultur ab, die zu einem materiell gesicherten und psychosozial geborgenen Leben beiträgt. Sie betont, dass uns in den Lebens- und Glaubenserfahrungen alter Menschen wichtige Dimensionen einer christlichen Spiritualität begegnen. Diese Erfahrungen sind in ihrer Vielgestaltigkeit für die Gemeinschaft der Generationen in unseren Gemeinden unverzichtbar.

Mit Psalm 71, 17f. bekennen und beten wir: "Gott, du hast mich von Jugend auf gelehrt, und noch jetzt verkündige ich deine Wunder. Auch im Alter, Gott, verlass mich nicht, und wenn ich grau werde, bis ich deine Macht verkündige Kindeskindern und deine Kraft allen, die noch kommen sollen."

II. Bereiche kirchlicher Altenarbeit

Die Kirche gestaltet die Alterskultur schwerpunktmäßig in den aufeinander bezogenen Bereichen: Bildung, Diakonie und Spiritualität mit.

1. Bildung

Die Landessynode betont die Bildungsarbeit mit älteren Menschen. Ziel soll sein, die vielfältigen Kompetenzen dieser Generation zu erschließen und als Gewinn für Kirche und Gesellschaft einzubringen. Sie helfen mit bei der Bewältigung persönlicher Entwicklungsaufgaben, bei der Verarbeitung gesellschaftlicher Wandlungen und bei der öffentlichen und kirchlichen Teilhabe.

Die Landessynode unterstützt Kirchengemeinden, Kirchenbezirke und landeskirchliche Einrichtungen, Bildungsarbeit von und gemeinsam mit älteren Menschen zu fördern und auf die Vielgestaltigkeit der Lebenslagen und Interessen älterer Menschen mit der Fortentwicklung eines breit gefächerten Angebotes zu reagieren.

Die Landessynode begrüßt die Einrichtung des berufsbegleitenden Fort- und Weiterbildungsangebotes "Seniorenreferentin/Seniorenreferent" als Bemühen um Professionalisierung und Qualifizierung in der kirchlichen Arbeit mit alten Menschen. Sie ruft gleichzeitig dazu auf, Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten für Ehrenamtliche sowie praxisbegleitende und bereichernde Angebote zu verstärken.

Alte Menschen wollen und sollen teilhaben am Leben und an den Entscheidungen unserer Gesellschaft. Sie sollen in Kirche und Diakonie eine Stimme haben. Dafür steht auch das Evangelische Seniorenwerk Pfalz, eine Vereinigung von Menschen im Ruhestand, die als Seniorinnen und Senioren sprechen und verstärkt gehört werden sollen.

2. Diakonie

Die Landeskirche will alte Menschen mit ihren Sorgen und Nöten nicht allein lassen. Kirchengemeinden und Pflegevereine setzen dafür ein Zeichen der Verbundenheit und Solidarität. Mit den Ökumenischen Sozialstationen haben

sie ein Netzwerk der Hilfe eingerichtet, durch das nachhaltig und auf Dauer alte, gebrechliche und behinderte Menschen und ihre Familien begleitet und betreut werden können. Die Landessynode fordert die Kirchengemeinden auf, in diesem Engagement fortzufahren.

Diakonische Einrichtungen der Altenhilfe sollen Stätten der Ehrfurcht vor Leben und Würde alter Menschen sein. In ihren Pflegekonzepten und in der Haltung der pflegenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wollen sie Beispiel geben für Mitmenschlichkeit und christliche Zuwendung zum Nächsten gerade auch alten Menschen gegenüber.

Eine ungenügende Finanzierung durch die Kranken- und Pflegekassen, aber auch ein aktueller Mangel an Fachkräften, engen die Möglichkeiten der Versorgung alter Menschen beträchtlich ein. Pflegeberufe brauchen größere Anerkennung in unserer Gesellschaft, damit künftig mehr Menschen sich für diesen Beruf entscheiden. Die Konfrontation mit Behinderung und Ausgrenzung, Krankheit und Sterben erfordert eine kontinuierliche Unterstützung und Begleitung im Beruf. Die Kranken- und Pflegekassen fordern wir auf, durch eine kostendeckende Vergütung der Pflegeleistungen dazu beizutragen, dass kirchliche und andere gemeinnützige Einrichtungen der Daseinsvorsorge und Pflege alter Menschen auch unter den Bedingungen eines "Pflegemarktes" ihre Arbeit fortführen können.

Dankbar sind wir, dass viele ihre Angehörigen unter hohem persönlichen Einsatz zu Hause pflegen und sie auch in der stationären Pflege begleiten. Mit Fachkräften unterstützen wir sie, und laden sie zum Austausch von Erfahrungen in Gruppen pflegender und pflegebegleitender Angehöriger ein.

Besondere Sorge haben wir um altersverwirrte Menschen. Wir bedauern, dass die gesetzlichen Regelungen den Bedarf an Unterstützung gerade dieses Personenkreises bisher nur ungenügend berücksichtigen. Trotzdem bemüht sich die Diakonie um dem Krankheitsbild angepasste Pflegekonzepte und angemessene häusliche und stationäre Versorgung dieser oft hochaltrigen Menschen.

3. **Spiritualität**

Christlicher Glaube wächst und verändert sich im Laufe des Lebens. Miteinander kann und soll dies bedacht werden. Dies geschieht zum Beispiel in der Biographiearbeit und im Begehen von Jubiläumskonfirmationen. In diesem Prozess der Veränderung hat insbesondere die Seelsorge mit alten Menschen und ihren Angehörigen in den Gemeinden und den Einrichtungen der stationären Altenhilfe ihren Ort.

Als Kirche deuten wir den fragmentarischen Charakter unseres Lebens im Horizont der biblischen Überlieferung. Deshalb wollen wir zum Ausdruck bringen, dass wir trotz Schuld und Versagen von Gott angenommen sind. Im Heiligen Abendmahl und in der Feier jedes Gottesdienstes wird uns dies zugesagt. Und in der Seelsorge - im Gespräch, in der Begleitung und in Ritualen - wird dies erfahrbar.

Christlicher Glaube weiß um die Endlichkeit irdischen Lebens. In der Auferstehung Jesu Christi gründet unsere Hoffnung, auch über den Tod hinaus

in Gott geborgen zu sein. Deshalb wollen wir Sterbende begleiten und Trauernde trösten. Angemessene Formen des Abschiednehmens, z.B. Aussegnung und Erinnerungsfeier, sind uns wichtig. Wir setzen uns ein für würdige Formen der Bestattung, unabhängig von finanziellen Gegebenheiten.

III. Vernetzung und ökumenische Kooperation

Kirchliche Altenarbeit ist ein ausbaufähiges Netzwerk, das in vielfältigen Angebotsformen im Haupt- und Ehrenamt einen Beitrag zur Alterskultur unserer Gesellschaft liefert. Wir fordern alle kirchlichen Werke, Kirchengemeinden und kirchlichen Vereine zur Zusammenarbeit auf. Auch regen wir eine stärkere Kooperation zwischen ambulanten, teilstationären und stationären Diensten der Altenhilfe an.

Wir begrüßen die Arbeit des Runden Tisches Altenarbeit als Forum von Verantwortlichen in Gemeinde, Seelsorge, Bildung und Diakonie sowie als Instrument der Weiterentwicklung einer fachlich verantworteten Arbeit mit der älteren Generation in unserer Landeskirche.

Wir sind dankbar, dass auch die katholische Schwesterkirche und ihr Caritasverband mit uns in der Arbeit mit alten Menschen und für sie engagiert sind und in den Ökumenischen Sozialstationen, der Ökumenischen Hospizhilfe und vielen anderen Arbeitsfeldern evangelische und katholische Christinnen und Christen zusammenwirken.

Die Landessynode bringt ihre hohe Wertschätzung für die haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Altenarbeit zum Ausdruck.

Speyer, den 17. Mai 2001 – Einstimmiger Beschluss der Landessynode